

ten der Donna Benita irre in der Nacht an dem Orte umher, wo sie der Tod überraschte, während sie in die Arme des Geliebten eilen wollte. Die Frommen sa-

hen das tragische Ende der jungen Nonne und das nicht minder grausame Ende des Entführers für eine gerechte Strafe des Himmels an.

## Die Menschenfresser und Tigertödter.

Ein ziemlich langer Aufenthalt in einem von Tigern arg heimgesuchten Theile Indiens, gab mir häufig Gelegenheit, die Lebensweise dieser Thiere kennen zu lernen, und Zeuge ihrer Verwüstungen zu sein. Es gab wenige unter den armen Dorfbewohnern, die nicht irgend einen der Ihrigen verloren hätten, der entweder bei dem Angriffe gegen diese Thiere umgekommen oder, noch häufiger, von einem Menschenfresser fortgeschleppt worden wäre. Menschenfresser nennt man nämlich die Tiger, welche Menschenfleisch allem andern vorziehen, und deshalb vorzugeweise Menschen anfassen. Die Zahl der Viehstücke, die jährlich geraubt wurden, war bedeutend, und der große Schaden, welcher dadurch den armen ryots (Bauern) geschah, veranlaßte endlich die Regierung, für jeden Tigerkopf eine Belohnung zu geben. Die nachstehende Thatsache mag eine Vorstellung von der Verwüstung geben, welche diese Thiere anrichten. Offizielle Berichte stellten nämlich fest, daß in einem einzigen Bezirke dreihundert Menschen und fünftausend Stück Vieh binnen drei Jahren geraubt wurden, also im Durchschnitte hundert Menschen und 1666 Stück Vieh im Jahre.

Der Tiger ist meist feig, heimtückisch und blutdürstig; bisweilen beweist er aber auch in dem Angriffe einen außerordentlichen Muth, und ist der Kampf einmal begonnen, so kann nichts seine Ausdauer in der Verteidigung und die entsetzliche Ruhe übertreffen, mit welcher er stirbt. Die Wildheit seiner Natur äußert sich in verschiedener Weise, je nach den Individuen. Der eine bleibt in seinem Lager und stirbt, zerissen von Kugeln, wie ein Wilder der neuen Welt, ohne die geringste Bewegung zum Angriffe oder zur Flucht zu machen. Ein anderer meidet den Kampf, so lange er nicht verwundet ist; fühlt er aber die Lanze

oder die Kugel, so wehrt er sich mit Verzweiflung bis zum letzten Athemzuge. Manche greifen selbst den Elephanten an, bevor noch ein Schuß gefallen ist. Der Menschenfresser (meist eine alte Ligerin) kriecht still in der Einsamkeit hin, verschwindet bei dem ersten Geräusche und verbirgt sich in irgend einem undurchdringlichen Dickicht, aus dem er nur durch Feuer herausgetrieben werden kann; ich habe selbst gesehen, daß eine Ligerin sich fast alle Haare von dem Felle brennen ließ, bevor sie sich rührte; hört aber das Thier die Tritte eines einzelnen Menschen, so kriecht es bis an den Rand des Dickichts, und sieht sich um. Es weiß, daß ein Reisender ohne Waffen eine leichte Beute ist, denn viele menschliche Gerippe bleichen um sein Lager her. Es schleicht sich still wie eine Katze an sein Opfer, sein langer Schweif schlägt herüber und hinüber, die spitzen scharfen Klauen treten aus den sammetweichen Tazen hervor, die Augen funkeln, mit einem Sage erreicht es seine Beute, die sich krampfhaft in seinen Klauen wehrt; dann drückt es die Augen zu, knurrt dumpf, das Zeichen blutdürstiger Freude, und saugt gierig das warme Blut, das aus der zerissenen Brust des Sterbenden strömt.

Der Menschenfresser lauert immer in der Nähe der Dörfer oder einer stark besuchten Straße, und wählt sich selten eine andere Beute als einen Menschen aus. Hat ein Tiger seinen Aufenthalt so fast vor den Thüren der Wohnungen genommen, so werden die Feldarbeiten fast stets aufgegeben. Die Frauen wagen es nicht, Wasser aus den Cisternen zu holen, und kaum sieht man einige muthigere Männer das Dorf verlassen, oder mit raschen Schritten und mit lautem Geschrei, um ihren unsichtbaren Feind zu erschrecken, dahin zurückkehren.

Trotz aller Vorsicht, welche die Klugheit gebietet, verschwindet täglich ein Glied der kleinen Gemeinde; der Abendwind trägt auf seinen Fittigen nur die Klage-töne des Sterbenden, nicht die heitern Klänge der zittar oder das laute Lachen der jungen Mädchen davon. Der Menschenfresser füllt sich mit Menschenblut, und wird alle Tage in seinen Angriffen kühner.

Endlich tritt an die Stelle der Geduld des Hindu die Verzweiflung. Die jungen Männer im Dorfe verpflichten sich durch einen Eid, den Tod ihrer Verwandten zu rächen und die Gegend von der Geißel zu befreien. Mit Säbeln und Schilden bewaffnet, suchen sie den Tiger in seinem Lager auf. Alle zusammen stürzen sie über ihn her, und so hauen sie ihn meist in Stücke; denn wenn der Hindu einmal aus seinem gewöhnlichen Naturell aufgeschreckt ist, fürchtet er den Tod nicht mehr. Aber der Sieg ist nur möglich, wenn der Tiger sich nicht in sehr hohe Dschungeln geflüchtet hat, und wird meist durch ein schreckliches Blutbad unter den Angreifenden erkauft.

Ist der Tiger in den Zuckerrohr- und Sawarry-Feldern versteckt, so ist er vor jedem Angriffe von Männern zu Fuße sicher. Es bleibt unmöglich, ihn ohne die Beihülfe eines Elephanten zu vertreiben, und die Einwohner müssen ihre Ernte im Stich lassen, bis es ihm beliebt, sich zu entfernen.

Dann wird die Ankunft eines europäischen Jägers als eine Wohlthat des Himmels begrüßt, und der Hauptreiz des Jagdlebens in Indien besteht darin, jene furchterlichen Geißeln des Menschengeschlechtes aufzusuchen und zu vernichten.

Man verwendet mehrere Classen der Eingebornen zu der schwierigen und gefährlichen Aufgabe, Tiger aufzusuchen. Der Jäger geht nie aus Geradewohl aus, denn er würde sonst oft umsonst gehen und überdies andere Jagden verderben, indem er die Tiger zwänge, ihre Lagerstätten zu verlassen, die sie in der Nähe haben.

Fast in jedem Dorfe befinden sich ein oder mehrere Shikaris, welche das Gewerbe betreiben, diese Thiere zu tödten, oder sie für die Europäer aufzusuchen.

Die berühmtesten sind die Bhils, ein halb wildes Volk, die eine Spur auf dem glühenden Sande mit der unfehlbaren Sicherheit des Spürhundes finden. Auch die Wagris, ein anderer wilder Stamm, und die Bhen-

dars aus Deccan und Mysore, sind durch diese Fähigkeit bekannt.

Wenn der Jäger einen guten Elephanten hat, so ist die Hauptsache für ihn: ein erfahrener Shikari mit Adlerblick, Löwenmuth, Rhinoceroskraft und Hiobsgeduld.

Kommt der Shikari in einem Dorfe in einer verdächtigen Gegend an, so erkundiget er sich, ob nicht junge Kinder in der letzten Zeit von den Tigern fortgeschleppt worden sind, und geht dann nach den erhaltenen Nachweisungen auf Nachsuchungen aus. Leitet ihn nichts Besonderes, so durchstreift er die Gegend mit einer Anzahl Dorfbewohner und untersucht alles Dickicht in einem Umkreise von mehreren Meilen.

Hat er eine frische Spur gefunden, so verfolgt er sie oft Tage und Nächte lang, bis er einen genauen Bericht über seine Untersuchung erstatten kann. Von einer Schlucht zur andern sucht er die breite Fußstapfe, die bald tief in den Sand eingedrückt, bald so leicht auf dem steinigten Boden bezeichnet ist, daß sie für das Auge eines Europäers unsichtbar sein würde; aber für die Fuchsaugen des Bhil genügt ein verschobener Kiesel, ein umgewendetes Blatt, ein gedrückter Grassalm, und er setzt seine Aufgabe mit festem Vertrauen bis zu dem letzten Dschungelstücke, den Aufenthaltsort des Thieres, fort. Hat man durch die sorgfältigste Prüfung die Ueberzeugung erlangt, daß der Tiger nicht weiter gegangen ist, so umringt man die Stelle. Das verfolgte Thier gilt schon für halb todt. Bisweilen begnügt sich der Bhil nicht mit so wenig, sondern verfolgt die Spur des Tigers bis er so nahe an denselben kommt, daß er ihn schlafend in seinem Lager liegen sieht. Dann schleicht er selbst leicht wie ein Lieger fort, um den Jäger zu benachrichtigen.

Ich habe Bhils eine Beute in dieser Weise drei Tage hinter einander verfolgen, und endlich das Thier finden sehen. Nichts übertrifft den Scharfblick dieser halb nackten Wilden. Unter einer glühenden Sonne haben sie die schwächsten Spuren auf heißem Sande oder Felsen aufzusuchen, welche ein für die Augen eines andern, als eines Bhils, unerträgliches Licht zurückwerfen, und doch setzen sie ihre Aufgabe mehrere Tage lang hinter einander mit einer Ausdauer fort, die durch Ermattung nicht zu dämpfen ist. Selten schlagen ihre Bemühungen fehl.

In den Gegenden, wo es an guten Schifarris fehlte, bediente ich mich eines andern Mittels, die Tiger zu finden; ich band nämlich ein junges Kind in der Nähe einer Schlucht oder eines Dickichts an, wo sich Tiger aufhielten. Das arme Thier wurde meist in der Nacht geraubt, und es war uns nun leicht, den Räuber bis an sein Lager zu verfolgen, wo wir ihn sicher satt und schlafend fanden. Eine andere Art besteht darin, daß man mehrere Leute auf Bäume postirt; sie sehen bei Tagesanbruch den Tiger von seinen nächtlichen Streifereien zurückkommen, und umstellen ihn in dem Dickicht, in das er hinein geht. Wie man aber auch einen Tiger gefunden haben mag, die Hauptsache bei dem Siege über ihn ist, sich so viele Leute als möglich aus dem nächsten Dorfe zu verschaffen, und sein Versteck so zu umzingeln, daß er es vor der Ankunft des Elephanten nicht verlassen kann. Wird er unruhig, was meist geschieht, wenn er sich nicht satt gefressen hat, so reicht ein allgemeines Geschrei hin, ihn in sein Versteck zurückzutreiben, denn trotz seiner Wildheit zeigt sich der Tiger, der feig ist, nicht gern am Tage.

Nachdem wir unsern Tiger gefunden haben, müssen wir, ehe es zum Kampfe geht, einige Worte dem nützlichen Bundesgenossen, dem Elephanten, widmen. Ein guter Elephant ist von unschätzbarem Werthe. Er sucht wie ein Hühnerhund, trägt seinen Reiter sicher über die gefährlichsten Bodenstellen und durch die dichtesten Dickichte, die er mit einer Geduld und einer Klugheit durchsucht, welche seinen Instinct fast zur Höhe des menschlichen Verstandes erheben. Die Bäume, die seinem Weiterschreiten im Wege stehen, drückt er mit seinem Kopfe um oder reißt sie mit dem Rüssel aus. Seine ungeheure Masse dringt durch alle Hindernisse hindurch, und auf ein Commandowort hebt er Steine auf, die er seinem Führer reicht, damit dieser in das dicke Gebüsch werfen könne.

Hat er einen Tiger gefunden, so meldet der Elephant die Nähe seines Feindes dadurch, daß er den Rüssel emporhebt und auf eine eigenthümliche Weise bläset, was man Trompeten nennt. Ist er gut abgerichtet, so bleibt er vollkommen ruhig stehen, bereit, dem Commando seines Führers zu gehorchen.

Der größte Fehler, den ein Elephant haben kann, ist der, daß er sich auf den Tiger stürzt; die Heftigkeit

seines Laufes bringt den Jäger, der auf ihm sitzt, aus dem Gleichgewicht, hindert ihn zu zielen, und kann ihn selbst von seinem Sitze über den Kopf des Thieres hinabwerfen, das im Augenblicke des Angriffs sich auf die Knie niederläßt. Die Elephanten nehmen diese üble Gewohnheit, die sie wild macht, durch die Schuld ihrer Führer an, wenn diese sie aufmuntern, den Tiger zu zertreten. Der Elephant muß vollkommen ruhig stehen bleiben, sobald der Tiger gefunden ist, und man gewöhnt ihn am besten daran, wenn man ihn hindert, den Tiger zu berühren, sobald derselbe todt ist. Sein Führer muß ihm nur zureden und ihn durch Stücke in das Blut des Thieres getauchten Zuckers belohnen. Man dressirt ihn so, daß er sich nicht von der Stelle rührt, selbst wenn sich der Tiger ihm entgegenstürzt; die meisten aber werden bei einem solchen Angriffe unruhig. Ein Veteran faßt Vertrauen, und vervollkommnet sich durch die Kaltblütigkeit seines Führers und durch die Schießfertigkeit seines Herrn; Andere aber drehen sich um und fliehen bei dem ersten Brüllen des Tigers. Auch die besten werden furchtsam, sobald sie Wunden erhalten haben.

Ich habe auch furchtsame Elephanten geritten und dies ist eine sehr unangenehme Sache; ich ziehe aber den hasenherzigsten, der von der Flucht nicht abzuhalten ist, noch immer dem eigensinnigen vor, welcher den Tiger selbst umbringen will. Es ist gewiß eine harte Prüfung, sich durch ein unlenkbares Ungethüm fortgerissen zu sehen, das uns an einem Baume zerquetschen oder in einen Abgrund stürzen kann; doch ist dies immer noch nichts im Vergleich mit der Gefahr, der man durch einen zu hitzigen Elephanten ausgesetzt wird, der seinen Herrn dem wüthenden Tiger in den Rücken werfen oder unter seinen eigenen fürchterlichen Beinen zu Muß treten kann.

Auf einem wahrhaft guten Elephanten ist der Jäger vielleicht weniger Gefahren ausgesetzt als bei irgend einer anderen Jagd in Indien. Er sitzt zehn bis zwölf Fuß über dem Boden auf einem bequemen Sitze, von wo er nach allen Richtungen hin schießen kann, und er muß ein schlechter Schütze sein, wenn er den auspringenden Tiger fehlt. Wäre dies aber auch wirklich der Fall, so wird der Tiger auf den Elephanten springen, und der Jäger, welcher selten der Gegenstand seiner

Angriffe ist, muß ihm eine Kugel durch den Kopf ja-  
gen, bevor er viel Schaden angerichtet hat.

Jetzt verlangt der Führer unsere Aufmerksamkeit  
Dieser ist eine sehr wichtige Person, und das Glück  
einer Jagd hängt von seinem Muth und seiner Gei-  
stesgegenwart ab. Er sitzt auf dem Halse des Ele-  
phanten; seine Füße ruhen auf Strick - Steigbügelu;  
er lenkt das plumpe Thier theils durch seine Stimme,  
theils durch ein spitziges Instrument, das die Gestalt  
eines kleinen Hackens hat. Mit der Spitze treibt er  
den Elephanten an oder er straft ihn, wenn er stöckisch  
ist, und wenn er den Hacken auf die Stirn oder an  
eines der Ohren des Thieres aufsetzt, hält er es auf  
oder leitet es dahin oder dorthin. Die Stellung des  
Führers ist nichts weniger als beneidenswerth. Er  
wird durch die Bewegungen des Kopfes schrecklich ge-  
schüttelt, durch das Gestrüpp zerrissen, unbarmherzig  
durch seinen Herrn behandelt, wenn etwas schlecht geht,  
und ist doppelter Gefahr ausgesetzt, von dem Tiger  
von seinem Sitze herunter gerissen zu werden, oder die  
Kugel des Schützen oben zu erhalten, wenn derselbe  
ein schlechter Schütze ist und ihm über den Kopf hinweg  
schießen wollte. Er bedarf deshalb einer mehr als ge-  
wöhnlichen Dosis Geduld und Unerfrodenheit, und  
ich muß den braven Leuten die Gerechtigkeit widerfahren  
lassen, daß ich sie immer nicht nur geneigt, sondern begie-  
rig gefunden habe, ihren Elephanten in die Gefahr zu  
treiben.

Der Muth ist eine unumgänglich nothwendige Eigen-  
schaft des mahout (Elephantenführers); hat er diesen  
nicht, so bemerkt es der Elephant sehr bald und zeigt  
dieselbe Furchtsamkeit wie sein Führer. Er muß bei  
allen Gelegenheiten die größte Ruhe behaupten und  
alles aufbieten, um seinen Elephanten etwa zwanzig  
Schritte vor den Tiger zu bringen und da ruhig zu er-  
halten. Er muß auch die Bewegungen Derjenigen  
beobachten, welche auf dem Elephanten sitzen, und wenn  
sie die Gewehre angelegt haben, den Kopf des Thieres  
etwas zur Seite wenden und in völliger Ruhe er-  
halten, denn von dem ersten Schusse hängt ungemein  
viel ab. Der Tiger, der einmal getroffen ist, unter-  
liegt meist immer.

Ist man an dem Orte angekommen, wo der Tiger  
lagert, so geht die erste Sorge des Jägers dahin, das

Terrain zu recognosciren und seine Kundschafter auf  
den Bäumen und Anhöhen zu vertheilen, damit der  
Tiger nicht unbemerkt entfliehe. Dann schreitet der Ele-  
phant langsam vor, indem er das Gebüsch bei Seite  
drückt, das Gras ausreißt und das Dickicht lichtet,  
das der Jäger fortwährend mustert. Der Elephant  
trompetet dann und gibt die Zeichen, daß der Tiger in  
der Nähe ist. Die Spannung erreicht nun den höchsten  
Grad; bei jedem Rauschen und Knistern klopft der  
Jagdgesellschaft das Herz; man hört das Knacken der  
Hähne an den Gewehren; endlich vernimmt man ein  
dummpfes Brummen, und der Tiger erscheint. Wenn er  
nicht unter dem ersten Schusse fällt, greift er den Ele-  
phanten an oder sucht zu fliehen. Im ersten Falle  
wirft ihn ein tüchtiger Schuß unter den Rüssel des Ele-  
phanten, im zweiten treiben ihn das Geschrei der Jäger,  
oder im Nothfalle, Raketen wieder in das Dickicht und  
halten ihn da, bis er sein Ende findet. Wenn er allen  
Vorsichtsmaßregeln zum Troste entkommt, so zeigen die  
Kundschafter und Aufpasser sein Entweichen durch ihre  
Signale an und die Schikaris verfolgen ihn von neuem.

Hat man keinen Elephanten, so kann man auch  
von einem Baume herab auf den Tiger schießen, ohne  
sich der geringsten Gefahr auszusetzen; denn man darf  
nicht vergessen, daß diese Thiere nie zu klettern versu-  
chen, obgleich ihr Körperbau sie dazu vollkommen geeig-  
net zu machen scheint. Vielleicht hindert sie ihre große  
Schwere daran, wahrscheinlicher aber ist es, daß, da  
sie ihre Beute ohne Anwendung dieses Mittels erlangen,  
sie sich deshalb einer Fähigkeit nicht bedienen, die sie  
allerdings besitzen.

Es ist dagegen vorgekommen, daß eine Tigerin  
von einem Baume einen Mann herunterriß, der sich  
auf denselben geflüchtet; er hatte sich aber von dem er-  
sten Anlaufe nicht gesichert; zwei Fuß höher wäre er  
in Sicherheit gewesen.

Ich habe oft aus einer Höhe von nicht mehr als  
zehn Fuß auf Tiger geschossen und nie gesehen, daß sie  
heraufzuklettern versucht hätten, obgleich sie recht wohl  
sahen, woher der Schuß kam. Gewöhnlich scheint frei-  
lich der Tiger, der auf solche Weise getroffen wird, nicht  
zu wissen, wo sein Gegner ist, selten sucht er denselben  
über sich; er stürzt der Gefahr immer geradeaus entgegen.

Obgleich die Jagd bei der letztern Methode viel

von ihren Reizen verliert, so gewährt es doch ein unbeschreibliches Gefühl, auf das Thier zu lauern. Ich habe viele Tiger gesehen und getödtet, aber stets versetzte mich das plötzliche Erscheinen dieses Königs der Dickichte in ein Schauern, das man fühlen muß, um es begreifen zu können. Das wüthende Thier steht da mit dem Bewußtsein seiner entsetzlichen Kraft. Seit Jahren ist es der Tyrann einer Gegend; seine schöne Haut, seine gewaltigen Formen sind noch von keinen andern Augen als von denen eines armen Opfers gesehen worden, das ihn im Augenblicke des Todes in Verzweiflung betrachtete.

Der Tiger steht einen Augenblick still da, lebenskräftig, ein Muster von Gefügigkeit und Stärke, läßt ein herausforderndes Brummen hören, und schreitet imponirend nach seiner Lagerstätte zu, wohin ihm weder Menschen noch Thiere zu folgen wagen, — aber er erreicht sie nicht. Er zuckt bei dem Donner eines Schusses zusammen, die Kugel dringt in seine Brust, er springt krampfhaft auf, das Blut strömt ihm an dem gähnenden Rachen herunter, und seinem Todesknurren antworten die Jäger mit jubelndem Hohn.

Ich habe Männer gekannt, welche zu Fuße auf die Tigerjagd gingen; aber dabei setzt man sich so vielen Gefahren aus, daß es wenige Erfahrene wagen; auch habe ich die Bemerkung gemacht, daß die, welche es thaten, früher oder später die Opfer eines frühzeitigen Todes wurden.

Die Lebensähigkeit der Thiere aus dem Katzengeschlechte ist merkwürdig, und sie allein würde diese Jagdart sehr gefährlich machen; denn wenn man auch annimmt, ein Mann besitze so viel Kaltblütigkeit, um einen Tiger nahe an sich herankommen zu lassen, weil er überzeugt ist, ihn zwischen die Augen zu treffen, so ist er doch noch keineswegs sicher. Alle alten erfahrenen Jäger werden ihm sagen, ein Tiger werde nicht immer aufgehalten, wenn er auch eine Kugel im Kopfe habe. Ich selbst habe manchen mit einer Kugel in der Stirn noch weit laufen sehen. Schreckliche Unfälle sind gar nicht selten die Folge der Unvorsichtigkeit der Leute, die einem gefallenem Tiger zu nahe kommen. Ein Sepoy aus Madras maß einen, den man für todt hielt; das Thier schlug ihn, bevor es verschied, mit seiner schrecklichen Tazge und zermalmte ihm dabei den

Schädel. Ein alter Shitari hatte in Begleitung seines Sohnes einen Tiger erlegt, indem er von einem Baume herunter auf ihn geschossen; trotz den Bitten des Vaters kletterte der junge Mann hinunter und hielt seine brennende Lunte an den Bart des scheinbar todtten Thieres, um ihm denselben abzubrennen. Der Tiger drehte sich um, packte ihn am Schenkel, und hielt ihn fest, bis der Tod ihn zwang, loszulassen. Ich habe später den jungen Mann wieder gesehen; das Bein war verkürzt und hatte kein Fleisch mehr; er war für immer zum Krüppel geworden.

Zwei Beispiele werden eine Vorstellung von der außerordentlichen Muskelkraft dieses Thieres geben.

Ein junger Stier wurde in der Nähe unseres Lagers an den Ufern des Tumbudra in einem von sechs Fuß hohen spitzen Pfählen eingeschlossenen Felde getödtet. Einer unserer Peons, der das noch warnte todtte Thier gesehen hatte, zeigte uns die Sache an. Nach zwei Stunden befanden wir uns an Ort und Stelle, und wir fanden zu unserer großen Verwunderung den halb verzehrten Stier an der andern Seite des Stacketes. Nichts war zerbrochen; die einzige Erklärung dieses Geheimnisses lag in den großen tief eingedrückten Fußstapfen an jeder Seite des Stacketes, woraus man schließen mußte, daß ein Tiger mit der Beute in den Zähnen über dasselbe hinweggesprungen war. Ohne das Zusammentreffen aller Umstände würden wir nicht geglaubt haben, daß ein Thier, das nicht mehr als sechshundert Pfund wiegt, eine so außerordentliche Kraft aufbieten könne.

Weniger überraschend wird dies für Diejenigen sein, welche den anatomischen Bau des Tigers untersucht haben. Seine Beine sind der vollkommenste und bewunderungswürdigste Mechanismus, den man sich denken kann; an einen Knochen, der hart und kompakt ist wie Elfenbein, heftet sich ein System von Muskeln und Sehnen, das man nur an dieser furchtbaren Waffe des gewandtesten und verwüthendsten der Thiere trifft. Ich maß eines mit der größten Genauigkeit; es hatte zwei englische Fuß im Umfange; der Tiger, der von gewöhnlicher Größe war, maß von der Schnauze bis zur Schwanzspitze neun Fuß. Seine Kinnladen, sein Hals und seine Schultern gewähren eine entsprechende Kraft.

Ein anderes Beispiel: Ein Landmann lenkte einen

mit vier starken Ochsen bespannten Pflug; am Ende der Furche ließ er sie umwenden, als aus einem benachbarten Gebüsch ein Tiger heraus und auf den ersten Ochsen stürzte, ihm mit einem Schläge den Hals brach, und die drei andern auf dieselbe Weise umbrachte, ehe sie Zeit hatten, sich aus ihrem Joche frei zu machen. Der Landmann flüchtete sich auf einen Baum, von wo aus er sah, wie das Ungethüm sein Werk vollendete, dann im Trabe in sein Versteck zurück kehrte, ohne die getödteten Thiere weiter anzurühren, als hätte es eben nur aus Zerstörungssucht gehandelt, nicht um seinen Hunger zu stillen. Einer der Ochsen war mit solcher Gewalt umgeworfen worden, daß sich seine Hörner in eine bedeutende Tiefe in die Erde eingegraben hatten.

Ich untersuchte eines Tages einen von einem Tiger getödteten Stier; er hatte keine anderen Spuren von Gewaltthat an sich, als die Einrisse von den fünf Klauen an jeder Seite des Kopfes, und einen Blutstrom, der ihm aus den Nüstern floss; aber der Schädel war dermaßen zertrümmert, daß er dem Drucke der Hand nachgab, wie ein mit Knochen angefüllter Sack.

Die Eingeborenen in dem Bezirke Wynad tödten den Tiger auf eine Art, die erzählt zu werden verdient. Man umstellt nämlich das Versteck eines solchen Thieres mit einem sehr starken Netze, das von so hohen Pfählen gehalten wird, daß der Tiger über dieselben nicht hinweg springen kann. Die durch ihre Geistlichen angeführten Dorfbewohner umgeben den Platz, reizen den Tiger und durchbohren ihn, wenn er sich auf sie stürzt, mit ihren Lanzen durch jene scheinbar schwache und doch undurchdringliche Schranke hindurch; sie tödten ihn auf diese Weise immer. Ein Augenzeuge einer solchen Scene schildert sie als im höchsten Grade interessant. Das Netz gab nach ohne zu zerreißen, während das wüthende Thier an dasselbe ansprang, und sich blutend und entmuthigt nach jedem Angriffe zurückzog.

Man tödtet den Tiger auch durch Lanzenstiche ohne Netz. Der Oberst Walsh erzählt in einem vor mehreren Jahren herausgegebenen Werke über Indien, daß der Resident in Mysore sich mehrere lebende Tiger und Leoparden verschafft hatte, sie nach einander in dem Hippodrom von Bangalore losließ, und daß er mit

zwei andern Herren zu Pferde alle diese Thiere durch Lanzenstöße umbrachte.

Obgleich eine solche That sehr kühn ist und besonders viel Muth von Seiten der Pferde erfordert, so glaube ich doch nicht, daß wegen der Feigheit des Tigers in der Gefangenschaft viel dabei zu fürchten ist.

Es gibt wenige Thiere, welche ein indischer Jäger auf einem muthigen Pferde und mit einer Lanze nicht mit Hoffnung auf Erfolg angreifen könnte; aber gegen einen Tiger in der Freiheit bedarf man Löwenföhnen. Der Kapitain Skiner hatte doch die Kühnheit, diese Thiere auf einem kleinen arabischen Pferde anzugreifen, und durchbohrte sie mit der Lanze auf freiem Felde. Er ging dabei auf folgende Weise zu Werke. Er galoppirte um den Tiger herum, indem er den Kreis immer enger zog; war er in der richtigen Entfernung angekommen, so führte er mit unfehlbarer Gewandtheit seinen Lanzenstoß und ritt dann sogleich weiter, um dem Angriffe des Thieres in dem Falle zu entgehen, als dasselbe nur verwundet worden sein sollte.

Fünf Brüder, unerschrockene junge Männer, pflegten die Tiger anzugreifen, wenn sie gesättigt im Schlafe da lagen, und sie so zu tödten. Aber wehe ihnen, wenn der Tiger sie vor dem Stöße bemerkt hätte; fünfzig Menschen würden dann gegen ihn nichts ausgerichtet haben.

Mehrere Shtaris aus dem Walde von Canava haben mir erzählt, daß die Dschungles-Hunde, wenn sie zahlreich sind, den Tiger angreifen und in Stücke zerreißen.

Man hat mir zwei bis drei Beispiele angeführt; ich weiß nicht, ob ich sie glauben und wiederholen darf. Der wilde Hund Indiens ist ein wildes Thier von der Größe eines Hühnerhundes, gleichförmig roth oder hellbraun mit steifen spitzen Ohren und einem vollen hängenden Schwanz. Diese Thiere jagen in Schaaren von zehn bis dreißig, und lassen keinen Laut dabei hören. Sie sind im Stande, fast alle Thiere des Waldes niederzureißen, und man hat sie selbst Menschen angreifen sehen.

Was ihren Angriff gegen die Tiger betrifft, so kann ich nur die Thatsache verbürgen, daß diese sie zu fürchten scheinen oder doch wenigstens nicht gern mit ihnen zusammen treffen, und daß eine Meute wil-

der Hunde, die sich in ihrer Nähe aufhält, sie veranlaßt, ihren gewöhnlichen Aufenthalt zu meiden.

Die Tiger suchen Abends ihre Beute; am Tage kommen sie selten aus ihrem Verstecke hervor, weshalb man sie auch selten sieht, wenn man sie nicht aufsucht. Nur von einem Menschenfresser hat man einen Angriff am hellen Tage zu fürchten, ich glaube es wenigstens; andere hat man nur unter gewissen eigenthümlichen Umständen zu fürchten, z. B. wenn man ihnen gerade entgegen kommt, oder wenn sie der Hunger quält, oder auch wenn eine Tigerin Wache hält, um Niemanden an ihre Jungen herankommen zu lassen. Das letztere Gefühl, welches den schüchternsten Thieren Muth gibt, sollte, wie es scheint, auch die Tigerin so unerschrocken machen, daß sie ihre Jungen vor jeder Gefahr schützte; dies ist aber keineswegs der Fall. Wir haben mehrere erlegt, welche Junge hatten, und ich habe nie die geringste Mutterliebe an ihnen bemerkt, wenn sie selbst in Gefahr waren; sie ließen die Jungen für sich selbst sorgen, ohne wilder zu sein als gewöhnlich, noch Besorgniß wegen der Sicherheit derselben zu zeigen.

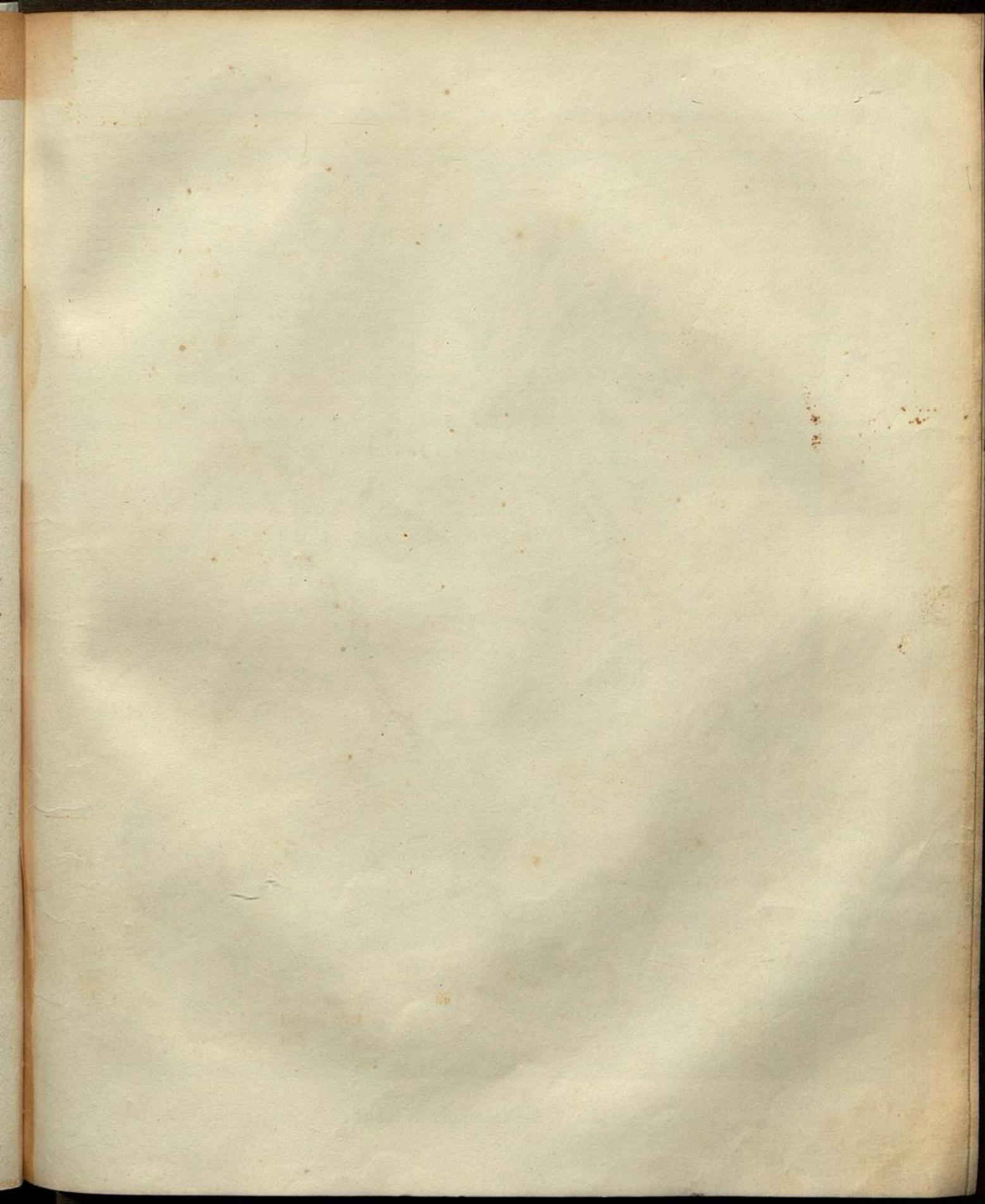
Die instinktmäßige Furcht, welche der Mensch den Thieren einflößt, hindert sie, ihn zu ihrer Beute zu wählen, bis der Zufall ihnen seine Schwäche enthüllt. Hat der Tiger diese Entdeckung gemacht, hat er Menschenfleisch gekostet, so scheint er ein ganz anderer zu werden. Er wird ein Menschenfresser, verläßt seine Wälder und nimmt seinen Aufenthalt in der Nähe irgend eines Dorfes. Die Thiere läßt er ungehindert vorüber gehen, nur der Herr derselben fällt unter des Tigers Zahn.

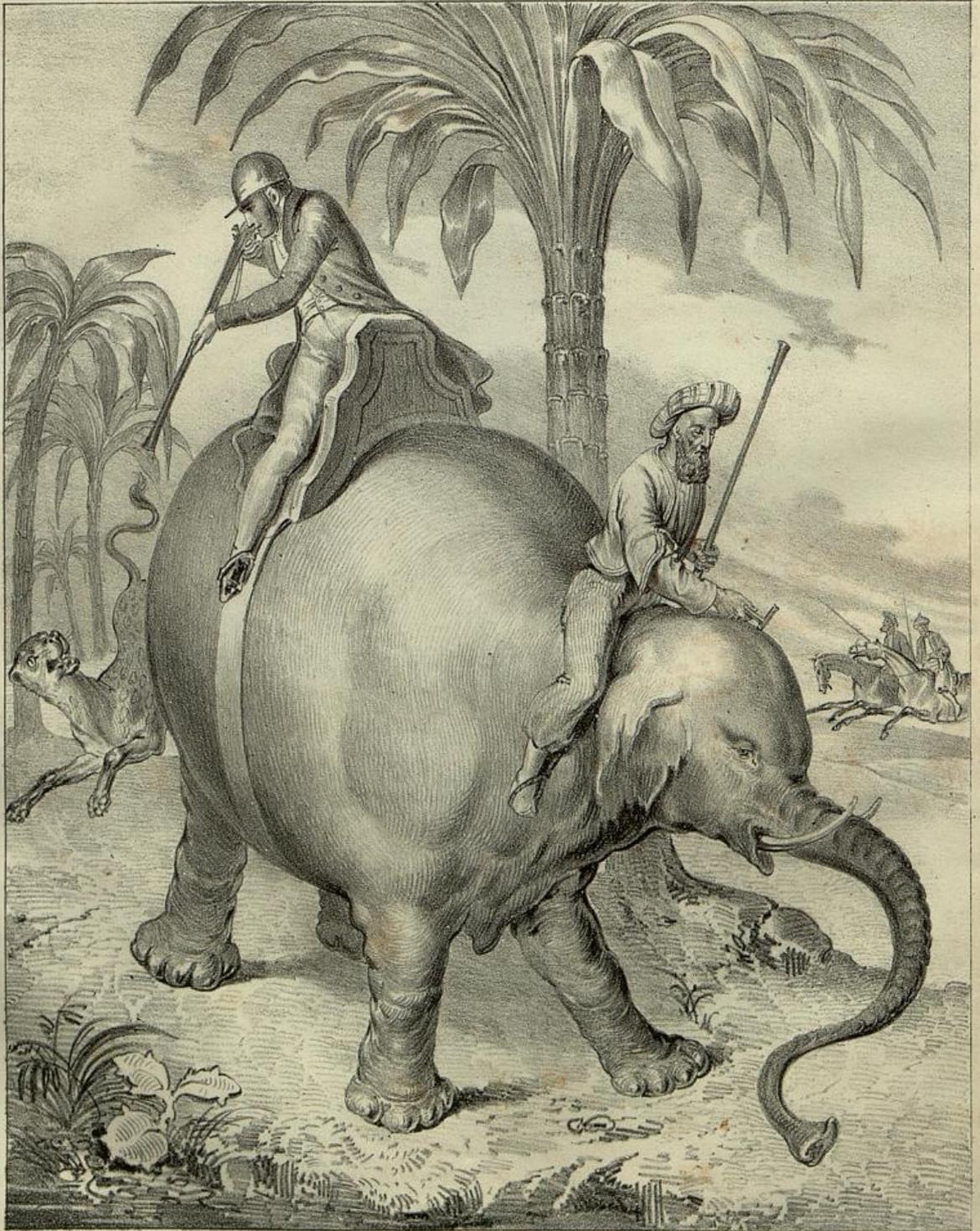
Der Menschenfresser erlangt einen hohen Grad von List und Bosheit, wie man aus nachstehender Anekdote ersehen wird.

Vor einigen Jahren war eine Tigerin der Schrecken der Gegend von Kandisch. Sie verzehrte nur Menschen und wanderte von einem Dorfe zum andern mit einer Vorsicht und Schnelligkeit, so daß man ihr keinen besondern Aufenthaltsort zuschreiben konnte. Eines Tages verschwand ein Mann; man durchsuchte das Dickicht, vergebens; der Feind hatte sich entfernt und am nächsten Tage betrauerte man ein anderes Opfer

in einem mehrere (engl.) Meilen entlegenen Dorfe. Die Regierung setzte Belohnungen aus und verdoppelte dieselbe bald, aber die Schlaueit und Bössartigkeit des Tigers erregten so große Furcht, daß Niemand ihn anzugreifen wagte. Es wurde intmer schlimmer; Dörfer standen verlassen; die Bewohner wagten sich kaum aus ihren Häusern heraus, und jeden Morgen hatte man in irgend einer Familie ein Opfer zu beklagen. Die Jäger von Kandisch schickten Bhils ab, welche vier Tage lang dem Tiger folgten über den glühenden Sand, bevor sie ihn umzingeln konnten.

Am vierten Tage erhielt man in dem Hauptquartier die glückliche Nachricht, die berühmte Tigerin sei in einem kleinen Dickicht umzingelt. Mehrere Jäger fanden sich mit einem guten Elephanten bald ein und zwar zu Pferde. Einer wurde bei dem Ritte durch eine Schlucht, die zu dem Dickicht führte, von der Tigerin angegriffen und verdankte seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes. Man bestieg sofort den Elephanten; ein Bhil ging neben demselben, um der Spur zu folgen, und so drang man in das Dickicht hinein. Die Fährte war sehr deutlich erkennbar und führte die Jäger im Kreise herum wieder an den ersten Punkt. Da war nichts; selbst der Bhil wußte nicht was er denken sollte. Man zog noch einmal ohne bessern Erfolg rund herum, aber wie wunderten sich die Jäger, als sie wieder zurück kamen und hinter den Fußstapfen des Elephanten die eines Tigers sahen! Es war nicht zu begreifen. Man zog noch einmal rund herum; die geheimnißvolle neue Fährte zeigte sich wiederum, aber der Tiger war eben so wenig sichtbar. Es wurde Halt gemacht, da man nicht mehr wußte, was man thun sollte. Der Bhil hatte sich von dem Elephanten entfernt und der Capitain D., der oben auf dem Elephanten saß, drehte sich um, als er zu seiner großen Verwunderung die alte Tigerin wahrte, die sich dicht hinter dem Elephanten niedergekauert hatte; und den Bhil aufmerksam ansah. Sie war die ganze Zeit über dem Elephanten nachgegangen, wodurch die geheimnißvolle Fährte sich erklärte, und schien auf eine günstige Gelegenheit zu warten, um den Bhil fortzuschleppen, als ahnte sie, daß ohne den Scharfblick desselben die Waffen der Jäger ihr nicht sehr gefährlich sein würden. Ihre Stunde hatte





Die Tigerjagd in Indien.

endlich geschlagen. Der Capitain D. legte auf sie an, und eine Kugel streckte sie todt nieder.

Ich schliesse mit einem spaßhaften Abenteuer, das mir durch einen alten Jäger von Randisch erzählt wurde.

»Wir verfolgten einen Tiger, dem wir ein Bein zerschossen hatten. Einige Bihls, die seiner Fährte auf einen Platz mit hohem Grase gefolgt waren, kehrten um, als plötzlich das Thier hinter dem Elephanten herumsprang und sich auf einen derselben losstürzte, einen kleinen behaarten Mann mit krummen Beinen, der mehr einem Satyr als einem Menschen glich. Dieser warf die Beine, um zu dem nächsten Baume zu gelangen; der brüllende Tiger folgte ihm. Beim Propheten! es war spaßhaft die Säge des kleinen Sünders zu sehen. Gerade zur rechten Zeit erreichte er den Baum und kletterte auf einen Ast. Hier kauerte er sich so sehr als möglich zusammen, während er zu den Houris geschickt zu werden erwartete. Der Tiger machte mehrere verzweifelte Anstrengungen, ihn zu erreichen, da ihn aber das eine Bein im Striche ließ, so sank er erschöpft immer wieder nieder. Nun kam die Reihe an

den Bihl. Als er sich in Sicherheit sah, begann er eine Philippica gegen den Vater, die Mutter, die Schwestern, die Tanten, Brüder, Nichten und Kinder seines Feindes, der unten kauerte, die glühenden Augen auf seinen verächtlichen Verläumder richtete, und durch schreckliches Brüllen zu protestiren schien. Der Redner erhigte sich durch seine eigene Beredsamkeit, fing an von einem Aste zum andern zu springen, schnitt Gesichter, schwastete nach Kräften, und sah aus wie ein wüthender Pavian; bisweilen unterbrach er seine Schimpfreden, indem er das Brüllen des Tigers nachahmte; endlich, als er ganz erschöpft war, bückte er sich so tief, daß der Tiger ihn mit den Klauen fast erreichen konnte; und endigte diese unnachahmliche Scene, indem er ihm in das Gesicht spuckte. Anfangs waren wir wegen der Sicherheit des armen kleinen Kerls besorgt gewesen, und hatten den Elephanten nach ihm hingetrieben; die Posse wurde aber so grotesk, daß wir endlich lachten, bis wir uns den Leib halten mußten. Nur ungern endigten wir die Scene, indem wir den Tiger niederschossen.«

---

### Der Fürst Leopold zu Anhalt- Dessau.

Züge und Anekdoten aus dessen Leben, als Beitrag zur Vergleichung der guten alten Zeit mit der unserigen.

---

Fürst Leopold zu Anhalt - Dessau, der von 1676 bis 1747 lebte, war ein rauher barscher Mann und handelte stets despotisch und heftig, so daß es schien, als hätte er das Wort »perrumpendum« bewahrheiten wollen, das auf alten anhaltischen Münzen über dem auf einer Mauerzinne hinschreitenden Bären zu lesen ist, wenn gleich die Zeiten längst vorüber waren, wo solchen Wahlspruch die Anhalter mit der That vereinen konnten. Mehr oder weniger waren freilich alle seine Standesgenossen jener Zeit ihm gleich. Sie wädhnten Halbgötter zu sein, weil das Volk durch seine knechtische Demüthigung vor ihnen sie in diesem Glauben bestärkte. Was Wunder, daß auch er, im Geiste seiner Zeit

herangebildet, von den herrschenden Ansichten derselben befangen war, nach welchen er die Einwohner seines Landes als Halbknecchte betrachtete, die seinen eisernen Willen als Regenten mit blindem Gehorsam zu befolgen hatten. Kriegsmann war er mit aller Leidenschaft. Dies ging so weit, daß er Kriegsführen und Schlachtenliefere für ein Gott wohlgefälliges Werk hielt und daher jedesmal, wenn er den Befehl zum Angriff ertheilte, und dabei die Truppen mit einer Anrede haranguirte, diese mit den Worten schloß: »Nun, Kinder, in Gottes Namen.« Daß er aber ein umsichtiger gewandter Kriegsheld war, bewies er besonders im ersten schlesischen Kriege, wo Preußen ihm mehrere Siege zu